

# Österreichische Denker

Herausgegeben von  
Franz Austeda

Anliegen dieser Buchreihe — der ja auch der vorliegende Band angehört — ist es, auf bedeutende, doch von der Öffentlichkeit zu wenig beachtete Persönlichkeiten der jüngeren österreichischen Vergangenheit aufmerksam zu machen. Jedem dieser Denker wird ein Band gewidmet, in dem er mit eigenen Arbeiten zu Wort kommt.

Bisher sind folgende Ausgaben erschienen:

Band 1

**Adolf Stöhr**  
**Philosophische Konstruktionen und Reflexionen**

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Franz Austeda  
1974. VIII, 192 Seiten. Kart. S 260,—, DM 37,—

Band 2

**Karl Roretz**  
**Ziele und Wege philosophischen Denkens**

Ausgewählt, herausgegeben und  
1976. VIII, 367 Seiten, 1 Porträt

In Vorbereitung befinden sich A  
Alois Höfler (herausgegeben von  
gegeben von Franz Austeda) —  
Kremsmayer).

KXXANTIOW v. 000000/000000

antiquarisch  
antiquarischer Tite

36.00 EUR



9783000010507

0170

NIG-Shop

FRANZ DEUTICKE WIEN

ÖSTERREICHISCHE DENKER · III

**Robert Reininger**

**Philosophie des Erlebens**

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet  
von

**Karl Nawratil**

1976

VERLAG FRANZ DEUTICKE WIEN

Reinigerschen Denkens im Ganzen, so kann vielleicht gesagt werden, daß es sich um die große Affinität bemühe, die zwischen der metaphysischen Tiefe und der immer höheren Stufen zustrebenden Reflexion besteht und die Basis für die geistige Bewältigung des Lebens darstellt.

## Allgemeines

### Der allgemeine Begriff der Philosophie

(MW I 1-6)

Es gibt fast ebensoviele Definitionen von Philosophie, als es Philosophen gibt. Die Ursache davon ist, daß jene zumeist programmatischer Art und auf die besondere Denkrichtung ihres Urhebers abgestimmt sind. Sucht man aber eine Begriffsbestimmung, die allen von rein theoretischem Erkenntniswillen getragenen philosophischen Bestrebungen gerecht wird, so bietet sich keine bessere dar als die alte, zuletzt auf ARISTOTELES zurückgehende einer Wissenschaft von den Prinzipien. Unter „Prinzipien“ sind hier ganz allgemein die letzten, nicht weiter zurückführbaren Grundlagen und Voraussetzungen eines Gebietes verstanden. Was im einzelnen Fall als ein solches Letztes zu gelten hat, läßt sich nicht von vornherein sagen. Die Geschichte menschlichen Geisteslebens zeigt, daß die Frage nach letzten Prinzipien am Anfang alles Wissensstrebens steht und daß daher insofern die Philosophie als die Mutter aller Wissenschaften gelten kann. Denn erst allmählich erwuchs die Einsicht, daß, wie BACON sagt, dem forschenden Geiste nicht Flügel, sondern Blei angehängt werden müsse, daß es also mancherlei Umwege des Denkens bedarf, um die letzten Fragen auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg in Angriff nehmen zu können. Es scheiden sich so nach und nach immer mehr Wissensgebiete aus, die unter Abschung von den letzten Prinzipienfragen mit neugeschaffenen und immer mehr sich verfeinernden Methoden zunächst die vorliegenden Tatsachen zu erforschen streben. Die eigentümliche Aufgabe der Philosophie ist aber damit nicht aufgehoben, sondern nur zurückgeschoben. Denn die Einzelwissenschaften führen von selbst wieder auf prinzipielle Fragen, und zwar in dem Maße, als sie von besonderen zu immer allgemeineren Erkenntnissen fortschreiten. Daher steckt schon in jeder Einzelwissenschaft soviel Philosophisches, als in ihr Prinzipielles zur Sprache kommt. Aber jede von ihnen führt prinzipielle Untersuchungen doch nur soweit durch, als ihre besonderen

Zwecke es erfordern. Daher bleibt unberührt von aller Spezialisierung der Wissenschaften die Aufgabe der Philosophie bestehen. Sie beginnt dort, wo die anderen Wissenschaften aufhören: was hier als letzte Grundlage und Voraussetzung gilt, wird für sie zum Problem. So hat sich aus der Naturphilosophie die Naturwissenschaft entwickelt; neben ihr blieb aber weiterhin stets das Bedürfnis nach einer Philosophie der Natur bestehen, so verschieden auch deren Aufgabe zu verschiedenen Zeiten aufgefaßt werden mochte. Analoges gilt von allen anderen Wissenschaften und Kulturgebieten. Philosophie der Mathematik, Naturphilosophie, Geschichtsphilosophie, Kulturphilosophie, Religionsphilosophie, Kunstphilosophie weisen aber wieder zurück auf noch tiefer liegende Prinzipien des Denkens und Wartens überhaupt, auf jenen nämlich, die auch schon im naturhaften Bewußtsein wirksam sind. Auf ihre Erforschung sind formale Logik, Erkenntnistheorie und allgemeine Wertphilosophie eingestellt, während die Psychologie eine Art Mittelstellung einnimmt, insofern sie zwar einerseits Tatsachenwissenschaft ist, andererseits aber eine unentbehrliche Vorarbeit für die eigentlichen Prinzipienwissenschaften darstellt, von denen sie wieder die genauere Bestimmung ihres eigenen Gegenstandes erwartet. Es zeigt sich so, daß zwischen allgemeineren und minder allgemeinen Prinzipien unterschieden werden muß und daß es verschiedene Tiefenlagen des Prinzipiellen gibt, wie denn auch die Prinzipienwissenschaften selbst wieder bestrebt sind, zu immer tieferen Schichten ihres Problems vorzudringen. Daraus ergibt sich eine Relativität im Begriffe des Prinzipiellen überhaupt. Was auf einer bestimmten Stufe der Reflexion als Prinzip gelten kann, weil kein unmittelbares Bedürfnis vorhanden ist, dahinter zurückzugehen, wird von einem überhöhten Denkstandpunkte aus wieder zum Problem.

Es muß aber auch eine Stufe der Betrachtung geben, die in dieser Hinsicht einen, wenn schon nicht absolut endgültigen, so doch einen vorläufigen Abschluß schafft. Diese Wissenschaft ist die Metaphysik. Sie ist allen anderen philosophischen Disziplinen wieder insofern übergeordnet, als sie ihrer Idee nach auf die letzten und höchsten, allen Gebieten gemeinsamen Grundlagen, also auf das Ganze alles Seins und Geltens gerichtet ist. Sie bedeutet so das ideale Endziel aller philosophischen, ja mittelbar aller rein theoretischen Bestrebungen überhaupt, von dem aus gesehen sie zu allerletzt erst ihren tiefsten Sinn empfangen. So verstanden und von der Verpflichtung entbunden, eine Scheinwissenschaft vom Transzendenten zu sein, ist und bleibt daher die Metaphysik die „Königin der Wissenschaften“, als die man sie einst bezeichnet hat. Zwischen Metaphysik und Erkenntnistheorie läßt sich hier allerdings keine scharfe Grenze ziehen. Denn auch die Metaphysik will „Erkenntnis“ sein, und insofern ist die Frage nach der Möglichkeit von Erkenntnis die letzte Grundfrage der Philosophie überhaupt. So gefaßt wird aber das Erkenntnisproblem selbst zu einem metaphysischen Problem. Leugnet aber die Erkennt-

nisttheorie die Möglichkeit einer Metaphysik überhaupt, so tritt sie selbst ganz und gar an ihre Stelle, weil sie dann eben beansprucht, Lehre von den allerletzten Prinzipien zu sein.

Daraus folgt für die Philosophie unmittelbar zweierlei. Einmal die Universalität ihrer Aufgabe, insofern es für sie nichts geben darf, was sie als selbstverständlich und keiner Untersuchung bedürftig hinnehmen dürfte. Denn in allem und jedem, was uns irgendwie gegeben oder von uns gedacht werden kann, ist Prinzipielles verborgen und harret seiner Auffindung und Herausstellung. Der Blick der Philosophie ist daher auf das schlechthin Ganze gerichtet; es kann nichts geben, was sie nichts angehe. Zweitens folgt aber auch, daß die Philosophie die Voraussetzungen, von denen sie selbst ausgeht, so viel als möglich verringern muß. Denn jede Voraussetzung, die sie ihrerseits zu machen gezwungen ist, hätte ja selbst den Rang eines Prinzips, und zwar eines ungeprüft hingenommenen, und entzöge sich damit ihrer Aufgabe. Die Philosophie ist so ihrer Idee nach die absolut voraussetzungslose Wissenschaft. Ihrer „Idee“ nach – das bedeutet zunächst, daß Voraussetzungslosigkeit ein logisches Merkmal des Begriffes „Philosophie“ bildet, schließt aber nicht in sich, daß sie in der Wirklichkeit des Philosophierens tatsächlich erreichbar ist. Sie fordern, heißt praktisch nur, daß die Philosophie jederzeit bestrebt sein muß, ihre Voraussetzungen auf ein Mindestmaß einzuschränken und das, was sie auf bestimmter Stufe als Voraussetzung hinnehmen muß, von einer höheren Stufe der Reflexion aus sich wieder zum Problem zu machen. So sind die logischen Denkgesetze eine Voraussetzung alles Denkens und Erkennens und daher auch für die Philosophie. Nur daß sie für diese und nur für sie auch zu einem Gegenstande des Nachdenkens werden, indem sie nach ihrer Herkunft, ihrem Sinn und ihrem Geltungsbereich fragt. Für die Philosophie ist eben nichts „selbstverständlich“.

Eine ganz andere Frage ist es, ob und inwieweit der einzelne Philosoph jener Forderung der Voraussetzungslosigkeit in seinem Denken gerecht zu werden vermag. Wenn oft gesagt wird, es gäbe keine voraussetzungslose Wissenschaft und könne keine geben, so ist gerade dies gemeint, daß jeder Denker und Forscher durch irrationale Faktoren persönlicher und allgemeiner Art bis zu gewissem Grade in seiner theoretischen Haltung vorbestimmt ist. Das hatte schon BACON mit seiner Lehre von den Trugbildern oder Idolen, die den unbefangenen Blick des Philosophen trüben und sein Denken unvermerkt und unwillkürlich in vorgezeichnete Bahnen lenken, nachdrücklich betont. Er hat als solche die Überlieferung, die Muttersprache, die allgemein menschliche Eigenart und die individuelle Besonderheit des Denkenden genannt. Dem hat man in der Gegenwart noch die Erbmasse und die Volkszugehörigkeit als solche Bedingungen hinzugefügt. Auch daran ist ohne Zweifel etwas Richtiges. Wenn man von indischer, deutscher, englischer, französischer Philosophie spricht, so ist

damit tatsächlich nicht bloß über die Zufälligkeit des geographischen Ursprungs einer Lehre etwas ausgesagt, sondern es sind damit auch gewisse Besonderheiten der Denkeinstellung, des Denkstils, ja man möchte sagen der Denkatmosphäre gemeint. Das alles hat mit dem erkenntnistheoretischen Postulate einer Voraussetzungslosigkeit der Philosophie selbst unmittelbar nichts zu tun, sondern betrifft nur den Philosophen. Da es aber doch immer ein empirischer Mensch ist, der philosophiert, und nicht ein reiner Geist, so überstrahlen jene Bedenken doch mittelbar auch auf die Philosophie selbst. Wäre der Philosoph in der Tat ein *glebae adscriptus*, wären alle seine Gedanken und Urteile durch seine Abstammung und naturhafte Wirklichkeit zwangsweise determiniert, so müßte ein hoffnungsloser Relativismus in Hinsicht aller philosophischen Lehren die Folge sein und die Idee einer überpersönlichen Wahrheit von vornherein als eine Illusion erscheinen. Was ein Philosoph zu sagen hat, wäre dann gar nicht mehr wirklich ernst zu nehmen, und an die Stelle einer kritischen Auseinandersetzung mit seiner Lehre hätte eine anthropologische und psychologische Analyse seiner Person zu treten, die aber ihrerseits wieder den gleichen Bedenken ausgesetzt wäre. Eine Forderung wird aber nicht dadurch außer Kraft gesetzt, daß sie nicht restlos erfüllbar ist. Sie bleibt als Forderung an den Denkenden aufrecht, sich aus jenen Bindungen nach Möglichkeit zu lösen oder doch ihrer eingedenk zu bleiben und sie mit in Rechnung zu ziehen. BACON hatte allerdings gemeint, daß es zwar nicht möglich ist, jene Trübungen des Denkspiegels ganz zu beseitigen; er hat aber doch vor ihnen gewarnt und verlangt, daß man auf sie achte und sie gewissermaßen nachträglich in Abzug bringe. Damit ist auch der Weg gewiesen, auf dem sie in weitem Maße unschädlich gemacht und gleichsam neutralisiert werden können: dadurch nämlich, daß der Philosoph jener Gefahr sich bewußt bleibt und durch eine immer von neuem einsetzende Selbstkritik ihr entschlossen begegnet. Es entscheidet über den Rang eines Denkers, bis zu welchem Grade er sich aller Vorurteile, Vorurteile und Sprechgewohnheiten zu entschlagen imstande ist, wenn er an seine Probleme herantritt. Niemals allerdings wird der Philosoph selbst ein ganz zuverlässiger Zeuge dafür sein, ob und inwieweit ihm dies gelungen ist. Hier setzt die Aufgabe des Historikers der Philosophie ein. Seinem überschauendem Blicke offenbaren sich schon vermöge seiner zeitlichen Distanz viel deutlicher als den Philosophen selbst die inneren Schranken ihres Denkens. Er wird besser als sie selbst imstande sein, das, was an ihren Lehren zeitbedingt und subjektiver Prägung ist, zu scheiden von dem, was sie an überzeitlichem Gehalte bieten. Er wird so aus dem Zusammenklang der Denkerstimmen, die sich gegenseitig ergänzen und berichtigen, den reinen Ton der werdenden Wahrheit heraushören und damit der Philosophie den Glauben an sich selbst zurückgeben können. Eben darum ist die Geschichte der Philosophie selbst eine philosophische Wissenschaft. Daß auch der Historiker der Philosophie

seinerseits wieder in seinen Auffassungen und Werturteilen denselben inneren Schranken unterworfen ist wie die Philosophen, die er darstellt, läßt auch seine Leistung wieder als zeitbedingt und subjektiv getönt erscheinen, nimmt ihr aber nichts von ihrer grundsätzlichen Bedeutung.

### Philosophie und Weltanschauung

(MW II 186-189)

Unter Weltanschauung versteht man ganz allgemein die Gesamtheit der Gedanken, die ein Mensch sich über die Beschaffenheit der „Welt“ im ganzen und seine Stellung in ihr macht. Oder wie man auch sagen kann: den Gesamteindruck seiner Weltbegegnung, in reflektiertes Bewußtsein erhoben und in Worte gefaßt. Wenn man von verschiedenen Typen einer Weltanschauung spricht, von einer religiösen, politischen, historischen, naturwissenschaftlichen, philosophischen, und dann wieder von einer optimistischen oder pessimistischen, heroischen oder quietistischen Weltanschauung, so ist damit Verschiedenes gemeint: dort die Grundlage einer möglichen Weltanschauung, hier die Folgerungen, die sich aus ihr für ihren Träger ergeben und ihre Rückwirkung auf seinen Gemütszustand und seine Willenshaltung. Niemals aber ist eine lebendige Weltanschauung nur eine „Schau“, also etwas rein Theoretisches, sondern immer zugleich auch eine emotional betonte Einstellung zu dem Geschauten. Subjekt einer Weltanschauung ist ja immer der Einzelmensch in all seiner empirischen Bedingtheit, mit seinen Geistes- und Charakteranlagen, seinen Trieben und Interessen, seinem individuellen Erfahrungskreis, dem Umfange seines durch Belehrung erworbenen Wissens, der sich in der Welt zurechtfinden will. Niemand ist ganz ohne eine Art von Weltanschauung, mag diese noch so verschwommen sein, ohne Folgerichtigkeit je nach der augenblicklichen Stimmung zwischen Extremen hin und her pendeln und mehr oder weniger im Gefühlsmäßigen verbleiben. Schon mit den Sprachgewohnheiten seiner Muttersprache übernimmt jeder eine gewisse Ausdeutung des ihm Begegnenden, die dann je nach Veranlagung, Erziehung und persönlicher Lebenserfahrung sich ohne viel Nachdenken zu einer bestimmten Art der Blickeinstellung verfestigt. Immer ist es aber doch zuletzt Sache des Einzelnen, wenn er sich zu einer bestimmten Weltanschauung bekennt oder sich selbst eine solche bildet. Wie der Mensch ist, so ist auch seine Weltanschauung. Jeder sieht die Welt in seiner Weise, vergleichbar den verschiedenen Perspektiven, in denen nach LEIBNIZ die Monade das Universum in sich spiegelt. Was man Weltanschauung nennt, ist so immer zugleich eine wertende Stellungnahme des Einzelnen zu allem, was er nicht selbst ist; zu dem also, was ihm als „Gegenstand“ nicht nur ge-

genübersteht, sondern auch in mannigfacher Weise gegenübertritt und von ihm eine bestimmte geistige und praktische Haltung verlangt. Weltanschauung ist so ihrem Ursprung nach vor allem Lebensanschauung: eine Antwort auf die Frage, wie sich der Einzelne mit dem Leben, seinen Leiden und Freuden, seinen harten Anforderungen, seinen Versprechungen und Enttäuschungen abfinden soll, um sein inneres Gleichgewicht zu bewahren. Nur für den geistig höherstehenden Menschen ergibt sich dann das Bedürfnis, seine Lebensanschauung in einem Gesamtbilde der Wirklichkeit zu verankern, die Dinge der Welt nach Rang und Wert zu ordnen und damit seine Stellung zum eigenen Leben zur Frage nach der Stellung des Menschen im Weltall überhaupt zu erweitern. Erst auf dieser Stufe entsteht der Wunsch nach einer gesicherten, auch vor dem logischen Gewissen zu rechtfertigenden Grundlage einer Weltanschauung und damit auch das Bedürfnis nach einer Anlehnung an die Philosophie.

Die Philosophie ist mehr als Weltanschauung, weil sie in allen ihren Teilen begründete Erkenntnis ist oder wenigstens sein will und daher nur solche Sätze zuläßt, die strengen logischen Anforderungen genügen; sie ist weniger als Weltanschauung, weil sie eben deshalb auf viele Fragen, die Geist und Gemüt bedrängen, die Antwort schuldig bleiben muß. Weltanschauungen hingegen sind niemals rein intellektuellen Ursprunges, sondern beruhen zum großen Teil auf nicht nachprüfaren Intuitionen, die aus emotionalen Tiefen entspringen, für ihren Träger aber gleichwohl, ja gerade deshalb Überzeugungskraft besitzen. Die Haltung der Philosophie aber ist durchwegs kontemplativ-theoretisch, sofern sie ihres Anspruches, Wissenschaft zu sein, nicht verlustig gehen soll. Auch Wertphilosophie und Ethik sind so wenig normative Wissenschaften wie die Logik. Auch sie handeln zwar von Werten und Imperativen wie diese von Gesetzen des Denkens, aber sie sind nicht selbst wertschöpferisch oder gesetzgebend. Sie können nur zeigen, welche Wertungen sich widerspruchslos vereinigen lassen und welche Gesetze unser Denken tatsächlich bestimmen. Die Philosophie ist daher wie jede Wissenschaft als solche in allen ihren Ergebnissen wertungsfrei und fragt nicht, ob diese dem fühlenden und kämpfenden Menschen willkommen oder unwillkommen, erfreulich und tröstend sind oder ihn beunruhigen, ob sie seinen festeingewurzelten Denkgewohnheiten schmeicheln oder vielleicht lieb gewordene Illusionen zerstören. Die Geschichte der Philosophie vermag zwar dem nach einer Weltanschauung Suchenden verschiedene Weltbilder gleichsam zur Auswahl vorzulegen. Die Philosophie als solche könnte aber doch immer nur eine Weltanschauung „innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ bieten, also gerade nicht das, was man von einer Weltanschauung letzten Grundes erwartet, nämlich die Ausdeutung eines bestimmten Weltgefühls und eine Richtschnur des Handelns zu sein.

Den geistig wachen Menschen wird nun allerdings keine Weltanschauung be-

friedigen, die nicht auch vor dem kritischen Blicke der Philosophie bestehen kann. Er wird daher Ausschau halten nach einer Philosophie, die seiner gefühls- und willensmäßigen Gesamteinstellung zur Welt als Grundlage dienen kann. In der Tat besteht da zwischen Philosophie und Weltanschauung ein Verhältnis gegenseitiger Affinität. Wer sich seiner philosophischen Überzeugung nach zu PLATO bekennt, wird allein schon dadurch einer anderen Art von Weltanschauung zuneigen als jener, der sich das Weltbild DEMOKRITS zu eigen gemacht hat. Es ist aber auch umgekehrt. FICHTES Ausspruch: „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist“, besteht innerhalb gewisser Grenzen durchaus zu Recht. Der ethische Idealist wird sich der Lehre PLATOS verwandter fühlen als jener DEMOKRITS und daher von vornherein geneigt sein, ihr auch theoretisch den Vorzug zu geben. Hingegen wird ein jeder Mystik abgeneigter und anschaulicher Klarheit Zustrebender die Lehre DEMOKRITS seiner Weltanschauung gemäßer finden und sich dieser anschließen. Zwingend ist eine solche Zuordnung aber keineswegs. Mit einer materialistischen Metaphysik kann sich ebenso gut eine ethisch hochstehende Lebensanschauung verbinden, wofür DEMOKRIT selbst ein Beispiel ist, wie umgekehrt mit dem metaphysischen Idealismus eine massiv materialistische Lebensanschauung, wie das ja auch bei den Bekennern des vom Platonismus wesentlich beeinflussten Christentums nur allzuoft der Fall ist. Je ernster es aber ein Mensch mit seiner Weltanschauung nimmt, je strengere Anforderungen er an sich stellt, desto mehr wird er bestrebt sein, sie auch philosophisch zu unterbauen, und um so eher wird er auch gewillt sein, unbekümmert um die Folgerungen, die sich daraus für seine Weltanschauung ergeben, diese einer als „wahr“ befundenen philosophischen Grundansicht anzupassen. Eine solche Haltung setzt allerdings voraus, daß ihm Wahrheit selbst einen Grundwert bedeutet. Ist das der Fall, so ergibt sich damit auch ein enger Zusammenhang mit der Philosophie. Denn ganz wertungsfrei ist ja auch die Philosophie nicht. Sie ist es nur in Hinsicht ihrer Ergebnisse, im Ganzen und ihrer Absicht nach ist auch sie wertausgerichtet, und zwar in sehr entschiedener, man möchte sagen fanatischer Weise, nämlich auf die Wahrheit aller ihrer Lehren, und auch alle ihre Verzichtes stehen nur im Dienste dieses ihres einzigen Ideals. Philosoph sein mit SCHOPENHAUERS Wahlspruch: „Vigeat veritas, et pereat mundus“ im Herzen, ist selbst schon eine Weltanschauung und nicht die schlechteste.

(A 146, 1916/23)

Viele Weltanschauungen sind möglich, keine ist unmöglich, denn das Wirkliche ist so vielgestaltig und vieldeutig, daß es jeder Interpretation (die doch schließlich selbst auch in ihm wurzeln muß) Anhaltspunkte bietet und standhält. Aber jede behält auch ihren unauflöselichen Rest: der Theismus die Exi-

stanz des Übels und des Bösen, der Pantheismus die Selbständigkeit der Einzelwesen, der Atheismus den Einheitszug des Gegebenen, der Pansatanismus die Güte und Schönheit, der Rationalismus die Irrationalität der Erfahrung, der Irrationalismus die Züge von Gesetzmäßigkeit, der Monismus die Dualität und Gegensätzlichkeit, der Pluralismus die Einheit, der Mechanismus die Lebensvorgänge, die Teleologie die Dysteleologie, der Optimismus das tiefe Lebensleid, der Pessimismus die Lebensfreude usw., was beweist, daß sie allesamt (zwar nicht falsch), aber einseitig und inadäquat sind. Sie haben alle zusammen recht und unrecht zugleich, denn die Wirklichkeit ist das alles, was sie aussagen, aber gleichzeitig offenbar noch vieles andere. SPINOZAS „unendlich viele Attribute“ sind potentielle Tatsache! Auch hier gibt es kein Entweder – Oder! – Es gibt überhaupt nur verschiedene Betrachtungsweisen, von denen nur gefordert werden kann, daß jede in sich folgerichtig durchgeführt werde. Jeder Standpunkt kann aber nur bestehen durch „Vergessen“: zum Beispiel sieht der Gläubige viele Fragen nicht, die sich dem Zweifler aufdrängen, aber auch der Mechanist „vergißt“ auf vieles, der Materialist sogar auf die Hauptsache (das „Bewußtsein“). Jeder „Standpunkt“ ist zu halten nur durch Vergessen, woran er dann durch seine Kritiker (die in einer anderen Welt leben) erinnert wird.

### Kurze Bemerkungen zum Begriff der Philosophie

Philosophie bringt die Summe unserer Kenntnisse von der äußeren Welt in Beziehung zu unseren eigenen innersten Trieben, Gesetzen, Motiven und Prinzipien, sie bestimmt das Verhältnis dieser zu jener und jener zu diesen, sie errichtet in uns eine Welt des Gedankens, sie gibt uns Wahrheit, soweit wir ihrer fähig sind. Philosophie in diesem Sinne können wir also definieren als das Streben nach innerer Wahrheit. Damit ist sie auch unterschieden von allen anderen Bestrebungen des menschlichen Geistes. Die anderen Wissenschaften alle haben das Ziel ihrer Erkenntnis außer uns. Ihre Resultate schaffen uns die Kenntnis der ganzen äußeren Welt, die Philosophie baut eine Welt in uns auf den Fundamenten unseres tiefsten Wesens. Die höchsten und die tiefsten, die zartesten und stärksten Regungen und Triebe unserer Seele, unser Gefühl für alles Große und Edle, unser Sehnen nach Glück wie der alte und ewig neue Widerspruch zwischen Wollen und Können, zwischen Empfindung und Gefühl, zwischen äußerem und innerem Leben, alles das bildet den Keim in unserer Brust, aus dem der Stamm des menschlichen Erkenntnisbaumes empor sproßt. Die anderen Wissenschaften alle beruhen auch auf diesem Triebe nach Erkenntnis, sie alle folgen ihm, ohne es zu wissen. Die Philosophie aber geht aus von ihm, für sie ist die menschliche Seele das Prinzip alles Forschens. Die Basis

aller Philosophie ist die Psychologie im weitesten Sinn des Wortes. Die Weltanschauung der Philosophie liegt völlig in der Seele. Darum verläßt sie auch den Boden der besonderen, einzelnen Erfahrung, ihr Blick ist auf das Allgemeine gerichtet. So baut sich eine neue Welt des rein Geistigen, eine Welt der Begriffe des letzten Grundes, der tiefsten Wesenheit der Dinge in ihrem inneren, höchsten, metaphysischen Zusammenhänge auf.

Es ist die Philosophie, nur sie allein, welche die absoluten wie die jeweiligen, also relativen Grenzen unserer Erkenntnis feststellt. Die Philosophie verschafft uns die Überzeugung, was gewiß ist und was Vermutung sein oder bleiben muß. Damit ist uns zwar als denkenden, nicht aber als fühlenden und seelischen Wesen Genüge getan. Diesen Teil unserer Weltanschauung, der nicht objektive, sondern nur subjektive Gewißheit hat, nennen wir metaphysisch; es ist kein Wissen, sondern ein Glauben (J 19, 1888).

Philosophie ist die Lehre vom transzendentalen Bewußtsein. Ihr Gegenstand ist die Vorstellungsseite der Welt. Philosophie ist 1. Transzendental. 2. Universal. 3. Voraussetzungslose Wissenschaft. Der Charakter der Voraussetzungslosigkeit ist ein Postulat des philosophischen Denkens, das sich aus dessen Aufgabe von selbst ergibt. Es läßt sich auch so ausdrücken: es darf für die Philosophie nichts geben, was ihr nicht Problem sein müßte, nicht einmal sie selbst. Gerade das Alltäglichsste, das Ganz-und-gar-nicht-Hinwegzudenkende ist ihr tiefstes und schwierigstes Problem (J 74, 1893).

Philosophie nach ihrem Weltbegriff ist der wissenschaftliche Versuch, das Rätsel des Daseins in seiner Gänze zu lösen oder wenigstens zu begreifen. Das einzige allen Philosophen gemeinsame Charakteristikum ist die Universalität. Der Standpunkt, welchen die Philosophie bis jetzt errungen, ist – im weitesten Sinne des Wortes – der sokratisch-kantische. Derselbe zeigt zwei Seiten: den Wissenschaften und der Philosophie selbst gegenüber verhält er sich kritisch, den Erscheinungen (besser: der Erfahrung) gegenüber transzendental, das heißt kürzest ausgedrückt: er steht über der Erkenntnis und über den Erscheinungen (oder versucht wenigstens zu stehen). Er sucht nach den Wurzeln der Erfahrung und damit nach den „Bedingungen und Grenzen“ unserer Erkenntnis. Beides folgt aus dem Charakter der Universalität der Philosophie. Dieser Standpunkt fordert jedoch noch mehr, er fordert von der Philosophie, daß sie sich jederzeit auch über sich selbst wieder erhebe, also auch sich selbst zum Gegenstande ihres Nachdenkens mache, daß ihr kein je einzunehmender Standpunkt der schlechthin letzte sei. In der Voraussetzungslosigkeit gegenüber der früheren Philosophie, vermöge welcher ein jeder neue Standpunkt seine Vorgänger in der Richtung nach der Tiefe zu überbieten sucht, liegt sowohl begründet die ewige Unfertigkeit, das Nie-zu-Ende-kommen aller Philosophie wie auch die nie versiegende Quelle ewig neuer Jugendfrische. – Die Philosophie ist mit Rücksicht des Postulates der Voraussetzungslosigkeit ihrem Gegen-

stand gegenüber positive Wissenschaft. In doppeltem Sinne: insofern sie in der Behandlung ihres Gegenstandes den Erklärungstrieb beschränkt, also Spekulation – wenigstens vorläufig – ausschließt, und insofern sie in ihrem Gegenstande selber das „Positive“, will heißen das wirklich und schlechthin Gegebene von allem Hinzugedachten, Hingelegten zu sondern bestrebt ist, also: Reinigung der „Erfahrung“ von alledem, was nicht Erfahrung ist. Der Philosophie fehlt ein Bekanntes als Basis der Erklärung, wenigstens am Anfange. Sie wird daher beschreibende Wissenschaft, und zwar vermöge ihres allumfassenden Objektes beschreibende Wissenschaft im höchsten Sinn sein müssen. Selbst-Besinnung – das „schauende Auge“ (J 91, 1895).

Der Philosoph ist der Mensch jenseits des Glaubens – im weitesten, umfassendsten Sinne. So wie der Religionsphilosoph im besonderen sich zum Glauben der Kirchen stellt, ihn als sein Objekt, als ein Gegebenes, das es zu erforschen gilt, ansieht, so stellt sich ganz im allgemeinen der Philosoph zu jeder Art „Glaube“: Was ist Wahrheit? Ein Satz, an den geglaubt wird, vielleicht geglaubt werden muß. Was ist Wirklichkeit? Ein Vorstellungsinhalt mit ähnlicher Gefühlsbegleitung. Was ist ein „Ding“, das nicht wahrgenommen wird? Eine Erinnerungsvorstellung, verbunden mit dem Glauben an die Wahrnehmungsmöglichkeit usw. Der gewöhnliche Mensch steht innerhalb dieses Glaubens, der Philosoph außerhalb. Ihm ist nicht das Geglaubte eine Tatsache, sondern der Glaube an sie. Es ist vielleicht die ganz einfache, schlichte Einsicht in die Natur unseres Weltbewußtseins, der einzige Weg zu einer Weltanschauung, zur Metaphysik (A 94, 1907).

Selbstbesinnung des menschlichen Geistes (was bescheidener klingt als „Selbsterkenntnis der menschlichen Vernunft“) auf sein eigenes Tun. Ihre Methode kann demgemäß nur die deskriptive Analyse sein, für welche „Psychologie“ (nach Typus NIETZSCHE) nur ein Vorspiel bedeuten kann (weil sie zu wenig umfassend ist und zum Beispiel vor dem Zeitproblem haltmacht). Auch die Metaphysik kann nichts erfinden, sondern nur deutlich und sichtbar machen, was an Metaphysischem in unserer eigenen Natur eingeschlossen ist. Die Aufgabe der Philosophie ist das beständige Durchbrechen jedes Automatismus und Mechanismus sowohl des Denkens als des Wertens, indem sie erstarrte Begriffe wieder in Fluß bringt, festgefahrene Wertungen wieder zur Revision zwingt, die natürliche Auffassung der Dinge vom Drucke instinktiver und traditioneller Denkgewohnheiten befreit und so überall neue Wege und Möglichkeiten eröffnet (A 171, 1917).

Wenn es wahr ist, daß die Elemente unseres Weltbildes, aus irrationalen Tiefen sich emporringend, sich dann in rationale Ordnung gestalten, so wäre das rationalisierende Verfahren der Naturwissenschaft nichts als ein langsames Sich-bewußt-Werden der rationalen Struktur des Seienden, die Transzendentalphilosophie aber, diese Einsicht selbst vermittelnd, ein beginnendes Selbst-

bewußtwerden des Geistes, ein Aufdämmern seiner inneren Einheit im Sein und Denken. Also in beiden Fällen eine Anamnese, dort ohne, hier mit Reflexion. Also: Natur als unbewußte Vernunft – Wissenschaft als bewußte Vernunft – Philosophie als ihrer selbst bewußte Vernunft (A 160, 1917).

Das letzte Ziel alles Philosophierens ist direkte Berührung mit der Wirklichkeit selbst: zu sagen, „was ist“. Also: ein Aufzeigen, kein Folgern und Beweisen. Dem steht entgegen, daß der ursprüngliche Tatbestand des Bewußtseins durch eine große Zahl von Deutungen, Zurechtlegungen und Wertungen (natürlicher und wissenschaftlicher Art) so verdunkelt wird, daß er ohne besonderen Kunstgriff auch nicht annähernd erfaßt werden kann. Dieser Kunstgriff der Philosophie – die insofern stets Transzendentalphilosophie ist – besteht darin, alle vorgefundenen Deutungen und Wertungen selbst nur als Tatsachen zu behandeln. Es ist dies ein Denkprozeß, der in die Tiefe geht, das heißt immer mehr Anerkanntes und Selbstverständliches zum Problem nimmt. Philosophie ist Tiefen-Wissen (A 176, 1917).

Aus dieser eigentümlichen Natur philosophischer Denkweise ergibt sich auch eine eigentümliche Stellung zum Wahrheitsproblem: denn auch jede vorgefundene und mithin auch jede gefundene „Wahrheit“ kann hier nur als Tatsache eines bestimmten Für-wahr-Haltens gelten. Diese Tatsache gilt es zu begreifen, das heißt aus ihren Bedingungen zu verstehen und in einen bestimmten Zusammenhang einzuordnen. „Wahrheiten“ sind immer nur Zwischen- und Ruhepunkte des Denkfortschrittes; der Glaube an sie bedeutet nur eine Atempause des Geistes; er ist immer nur vorläufig; definitiv und unabänderlich wird er nur als Alters- oder Ermüddungserscheinung. Und doch begründet auch die Philosophie – wenn auch indirekt – absolute Wahrheit und absolute Werte: insofern sie uns nämlich lehrt, welche Wahrheiten und Werte in einem engeren oder weiteren oder in jedem Zusammenhange Geltung beanspruchen dürfen. „Relativ“ sind sie nur von einem später zu gewinnenden höheren Standpunkt aus; an ihrer Stelle ist ihre Notwendigkeit eine absolute. Philosophie ist eben nicht anderes als höchste Selbstbesinnung des Geistes auf sein eigenes Tun (A 178, 1917).

Die Forderung, daß die Philosophie Lehren der Naturwissenschaft oder überhaupt das „naturwissenschaftliche Weltbild“ einfach zu übernehmen habe, ist – abgesehen davon, daß es ein einheitliches „Weltbild“ der Naturwissenschaft gar nicht gibt – deshalb sinnlos, weil jene angeblichen „Lehren“ gar keine „Lehren“ sind. Der Physiker behauptet nicht die Subjektivität als gewonnene Einsicht in die Natur der Dinge an sich, sondern nur, weil er von seinem Standpunkt aus das Qualitative an den Erscheinungen nicht behandeln will. Niemand kann Physiker, Chemiker, Biolog, Psycholog, Transzendentalphilosoph zugleich sein! Der Botaniker wüßte sich mit den „bewegten Massen“ der Physik wenig anzufangen; auch dem Chemiker wird die Materie bis auf

weiteres stoffliche Atomstruktur behalten. Es bleibt somit ganz der Philosophie überlassen, wie sie sich dazu stellen will (A 246, 1918).

Alles echte Philosophieren ist – subjektiv – ein Abstreifen, Freiwerden, Loskommen von Denkgewohnheiten, gefühlsmäßigen Schätzungen der Dinge, Vorurteilen, von der Sprache, sogar von „Kategorien“, von „Gemütsbedürfnissen“, von der Welt und vom Ich, von den „Anderen“: ein neu und frisch Sehen-lernen. Daher die unvermeidliche Einsamkeit des Philosophen! Er ist seiner natürlichen Aufgabe nach allen Anderen immer um einen oder gar mehrere Schritte voraus; seine Wege trennen sich von denen der Anderen. Was ihm wichtig erscheint, ist ihnen gleichgültig; was ihnen heilige Überzeugung dünkt, ist ihm ein fragwürdiges Problem. Er anerkennt keine allein selig machende „Methode“; er weiß sich der Realität näher und doch so fern von dem konventionell „Wirklichkeit“ Genannten; seine Versenkung in die Tiefen des eigenen Bewußtseins isoliert ihn vom gemeinsamen Denken und Forschen; er weiß, daß die Sprache kein geeignetes Werkzeug der Mitteilung ist; er denkt daher im Grunde immer nur für sich (auch wenn er Bücher schreibt). Er ist sich, wie dieses, so auch unzähliger anderer Widersprüche deutlich bewußt, ohne sie beheben zu können. Er muß daher imstande sein, Widersprüche und die ganze Problematik des Daseins munter zu ertragen und auf vorschnelle Beruhigung seiner Zweifel zu verzichten. Sein Schicksal ist ein freiherrliches ganz Auf-sich-selbst-Gestelltsein – und schon darum Einsamkeit! Geselligkeit des Denkens ist ein Einwand gegen einen Philosophen! (A 265, 1918).

Die Philosophie kann immer nur mit Preisgabe ihres eigentlichen Wesens zur Dienstbarkeit in „Lebensfragen“ herabsteigen: das Transzendente läßt sich auf das Empirische nicht ohne weiteres übertragen! Daher ist es hier auch meist der Philosoph, welcher aus seiner privaten Lebensanschauung und aus seinem geschulten Urteil heraus redet, nicht die Philosophie! (A 376, 1920).

Philosophie ist das Totalerlebnis in Begriffe gefaßt. Es gibt aber kein allgemein-gleiches Totalerlebnis aller Menschen, daher die individuellen Züge aller Philosophie. Jedes System gilt nur für Menschen gleicher Erlebnisstimmung und, da die Philosophen immer mehr oder weniger Ausnahmismenschen sind, immer nur für verhältnismäßig wenige Individuen, die es voll und lebendig zu erfassen vermögen. Im Gegensatz zur Religion hat daher jede Philosophie unmittelbar einen beschränkten Wirkungskreis, weil ihre Begriffe in viel geringerem Maße einer individuell-verschiedenen Ausdeutung fähig sind als die symbolischen-anschaulichen Vorstellungen einer Religion. Andererseits wieder: jede solche Ausdeutung ist bis zu einem gewissen Grade konventionell bedingt, daher auch für ihre Schöpfer niemals ganz adäquat und befriedigend (A 463, 1923).

Was hat die Philosophie dem wollenden und handelnden Menschen zu bieten – was kann sie ihm sagen? Antwort: die Befreiung vom Drucke der „Welt“, die

nicht eine fremde drohende Macht ist, sondern sein eigenes begriffliches Gebilde. Der Mensch glaubt in der Welt zu handeln und handelt doch immer nur für sich! (Daher der nur symbolische Charakter alles „Handelns“, praktischen Tuns.) (A 595, 1930.)

Die Philosophie gleiche einem von Licht durchfluteten hellen Raum, in dem es keine finsternen Winkel gibt. Das will nicht heißen, daß nur Rationalitäten in ihm Platz haben. Auch in einem Tempel gibt es ein Allerheiligstes, in dem die Gottheit selber wohnt, und das dem Anblick der Gläubigen entzogen bleibt. Entscheidend ist nur, daß seine Stelle (wo es dich befindet) unzweideutig festgelegt ist. Ohne Bild: daß man wisse, wo das rationale Wissen aufhört und das ewig Unerforschliche (im System) seinen Platz hat (A 819, 1938).

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß“ (Faust). In Anwendung: Nur der ist wahrhaft „Philosoph“, der immer wieder auch die gesichertsten Ergebnisse seiner Überlegung in Frage stellt und den Kampf der Einwände und Gegeneinwände immer von neuem durchkämpft. Tut er das nicht, so bleiben ihm zuletzt von seiner eigenen Lehre (seinen eigenen Lehren?) nur leere Worthülsen zurück (A 828, 1939).

Philosophie ist weniger und mehr als Wissenschaft: Weniger: wegen der Grenzen der Exaktheit und der mangelnden Möglichkeit objektiver Nachprüfung. Mehr: weil für sie auch die Wissenschaft, ihrer Möglichkeit und ihres Erkenntniswertes nach zum Problem wird. Größte Schwierigkeit: der „Anfang“! Diesen kann nur eine unbezweifelbare Wirklichkeit bieten: das Urerlebnis, das allein unvermittelt Gewisse. Aber: ein Philosophieren aus dem Urerlebnis heraus ist unmöglich, sondern nur ein Philosophieren über das Urerlebnis. Hier die Fehlerquelle: die Formulierung! Ausgang kann nur ein Satz sein, eine Aussage über das Urerlebnis, nicht dieses selbst: ein Aussprechen des Ineffablen! Es steht daher wahrhaft am Anfang nur eine Hindeutung auf das Urerlebnis – seine sprachliche Formulierung ist aber dann schon individuell verschieden und erst recht seine Ausdeutung (A 854, 1940).

Philosophie ist Betrachtung sub specie aeternitatis der Gesamtwirklichkeit: Ausschaltung der „Zeit“, dessen an allem Werdenden, was immer war und immer ist (das nunc stans). Uneigentlich: dessen, was jetzt ist. Jede Erklärung des „Jetzt“ aus dem „Früher“ (aus Werden, Entstehen, Entwicklung) ist in strengem Sinne unphilosophisch. Damit ist jede psychologische, biologische und historische Deutung dieser Gesamtwirklichkeit – wenn sich jene an die Stelle der Philosophie setzen und endgültig sein wollen – ausgeschlossen. Die erste und entscheidende Frage ist dann aber: was ist diese Gesamtwirklichkeit? Hier scheiden sich schon die Geister! Entscheidend aber ist, ob man überhaupt „philosophisch“ in jenem Sinne denken will. Unter dieser Voraussetzung wäre eine Einigung in den Hauptpunkten durchaus möglich. Aber wie viele wollen und können das wirklich? Denn es bedingt einen völligen Bruch

mit allen Denkgewohnheiten und auch eine ganz bestimmte ethische Einstellung (A 855, 1940).

Es bedeutet den Sündenfall des Philosophen, wenn er anfängt, für seine Lehre Partei zu nehmen. Das geschieht dann, wenn er seine Meinungen behauptet, nicht, weil er sie für wahr hält – das ist selbstverständlich, sonst dürfte er sie nicht aussprechen –, sondern weil er sie für wahr hält und als wahr vorher ausgesprochen hat. Das gilt für jeden Gelehrten, aber die Gefahr ist am größten für den Philosophen, weil eben doch in jeder Philosophie viel Persönliches steckt (A 920, 1940).

Philosophie ist zu einem großen Teile nur eine Besinnung darauf, was man mit den durch die Sprache dargebotenen und zunächst unscharfen Begriffen (wie Realität, Kausalität, Ich, Freiheit u. dgl.), die zur Ordnung unseres Weltbildes unentbehrlich erscheinen, eigentlich meint und was man sinnvoll unter ihnen verstehen kann und soll – mit dem Grenzfall, daß es sich als leeres Wort oder als Mißverständnis durch die Sprache (zum Beispiel Substantivierung) entpuppt, die sich in die philosophische Terminologie eingeschlichen haben, woraus dann Scheinprobleme entspringen. Siehe HERBARTS „Bearbeitung der Begriffe“ (A 931, 1940).

Die Philosophie ist Hüterin und Bewahrerin des Sinnes der Wissenschaft gegenüber ihrer reinen Nützlichkeitsbewertung. Sie ist es aber nur solange, als sie nicht den Mut zu sich selbst verloren hat . . . (A 965, 1940).

Echte Philosophie ist stets nur eine Sache weniger für wenige gewesen – aber schafft der große Musiker für alle oder doch für einen bestimmten Kreis? Jeder Dichter hat „seine“ Leser und Goethe die seinen. Auch der Philosoph gibt eine innere Bereicherung des Lebens, und gerade dadurch, daß er dem Menschen zum Selbstbewußtsein seines Seins und Tuns verhilft – so sehr in letzten Fragen das Erreichte und Erreichbare hinter dem Wunschbild vollendeter Erkenntnis zurückbleiben mag. Es ist auch nicht wahr, daß es sich um einen sinnlosen Wechsel der Systeme handle – man betrachte die Probleme in ihrer heutigen und ihrer ursprünglichen Gestalt! (A 984, 1941).

Im Unterschied von den positiven Wissenschaften ist es nicht Sache der Philosophie, von gegebenen Voraussetzungen aus – und das sind auch die dem Forscher vorliegenden Ergebnisse – weiterzubauen. Der wirkliche Fortschritt der Philosophie beruht auf dem Rückgang zu den „Voraussetzungen“ – auf deren Überprüfung, indem sie fraglich gemacht werden. Kurz: ein Weg in die Tiefe, nicht in die Weite! Daher immer wieder Beginn von neuem, mit dem „Anfang“ – nicht Anknüpfung an frühere Systeme, sondern deren Außerkraftsetzung (gewissermaßen Untergrabung). Beispiele: „cogito“ im Sinne von „Denken“ und im Sinne von Bewußtsein und im Sinne von Urerlebnis; „Erfahrung“ bei BACON, bei HUME, bei KANT („Wie ist Erfahrung möglich?“). Analogie in anderen Wissenschaften, wenn sie „philosophisch“ werden: Physik:

Aristotelismus, klassische Mechanik, Feldphysik. Die sich immer erneuende „Grundlagenkrise“ (alles Denkens, Wollens, Wertens . . .) ist die Philosophie. Daher auch die Notwendigkeit einer Kenntnis ihrer Geschichte! (A 992, 1941).

Philosophie als Wissenschaft kann von sich aus keine „Weltanschauung“ geben, denn eine solche wurzelt in der gefühls- und willensmäßigen Gesamtdarstellung eines Menschen. Sie kann höchstens „Weltbilder“ gewissermaßen zur Auswahl vorlegen. Wohl aber ist die Philosophie selbst, sofern sie nicht Äußerlichkeit, sondern Lebensform und Lebensinn des Philosophierenden ist, selbst eine Weltanschauung, nicht durch bestimmte Thesen, die sie aufstellt, sondern durch ihre geistige Haltung, deren charakteristisches Merkmal die Überzeitlichkeit der Denkeinstellung bildet, die dann auch auf das Weltgefühl des Philosophen und seine Bewertung der Dinge überstrahlt. Ihre Rückwirkung auf die Seele des Philosophen: die „Ataraxia“, die „Unerschütterlichkeit“ seines Gemüts: daß ihn alles zeitlich Gebundene im tiefsten Grunde nicht berührt, ungeachtet seines Pflichtbewußtseins der Gesamtheit gegenüber (A 1031, 1941).

Es ist wesentliche Aufgabe und die eigentümliche Kunst der Philosophie, zwischen Unmittelbar-Wirklichem und sekundären Deutungen dieses Wirklichen genauer und tiefer zu unterscheiden, als es das gemeine und wissenschaftliche Denken sonst zu tun pflegt. Von ihr aus gesehen erscheint schon die „reale Welt“ als eine solche Deutung. – Selbstbesinnung: ein Sich-Zurückfinden aus der Dingwelt, an die wir im Denken und Handeln gewiesen sind und der wir uns daher als Person ausgeliefert fühlen, in den Eigenbezirk des Seelischen (A 1049, 1941).

Die Idee einer prima philosophia ist die tiefe Selbstbesinnung auf das, was ist, nicht ein Nachspüren nach dem Geheimnis, was hinter dem steckt, was ist. Sie geht allen Aussagen, Theorien, Auffassungen des Wirklichen voraus. Ihre Schwierigkeit, daß auch sie wieder der Verführerin „Sprache“ sich bedienen muß, daher es zuletzt – allerletzt – auf einen Hinweis hinauskommt (A 1430, 1943).

Der Ursprung des Philosophierens ist wohl das Bedürfnis nach einer Orientierung in der Welt: zum Ganzen des sich Aufdrängenden und Anforderungen Stellenden: zu dem Antagonismus eigener Wünsche und Erwartungen und dem Widerstand, den sie erfahren. Es setzt dies voraus, daß die natürliche Weltansicht und die anderen Orientierungsbehelfe, die Wissenschaft und Religion darbieten (Weltanschauung), zweifelhaft geworden sind. Insofern steht tatsächlich der Zweifel (HERBART) und eine kritische Haltung zu allem Überlieferten am Anfang der Philosophie. Die erste Frage pflegt dann zu sein: Warum ist alles so, wie es ist, und nicht anders? Warum ist überhaupt etwas? Die zweite Frage philosophischer Besinnung ist dann, wenn an die Stelle des Warum das

Was tritt: Was ist das, nach dessen Ursprung ich frage? Die dritte Wendung ist dann die Einsicht, daß bei allem, was mir vorkommen kann, „ich dabei sein muß“: das Bewußtseinsproblem, die Verlegung der Fragestellung von außen nach innen, vom Objekt zum Subjekt: Was bin ich?, was hat jenes Dabeisein zu bedeuten? Damit ist der naive Realismus überwunden und die Richtung auf den Idealismus angezeigt. Das vierte ist dann das Durchstoßen durch die Metaphorik der Sprache: Was ist das Urwirkliche vor seinem Durchgang durch sein Gewußtwerden in Aussagen? (A 1506, 1948).

Von Philosophie sollte ausschließlich nur dort die Rede sein, wo das Motiv des Nachdenkens einzig und allein das Streben nach Wahrheit ist, rein um ihrer selbst willen. Mag es auch sein, daß emotionale Motive, wie die fragwürdige Stellung des Menschen in der Welt, die Unsicherheit seiner Existenz, das Leiden am Leben, die Tragik menschlichen Strebens und Wünschens und nicht zuletzt das Gespenst der Todesfurcht der ursprüngliche Motor sind, die das philosophische Nachdenken in Bewegung setzen, so muß sich doch der Philosoph entschlossen von ihnen lösen, soll nicht der Wunsch nach Trost, Beruhigung, Erhebung zum Vater des Gedankens werden. Eine echte Philosophie darf vor nichts haltmachen, sollten auch die Ergebnisse ans Herz greifen (NIETZSCHE) und seinen „Gemütsbedürfnissen“ (seinen menschlichen Wünschen) schnurstraks zuwiderlaufen oder in einer Resignation des Nicht-Wissens enden. Die Philosophie fordert unbekümmerte Tapferkeit des Herzens und strengste Gewissenhaftigkeit des Denkens. Sie ist Transzendentalphilosophie auch in dem Sinne, daß sie sich über das Menschlich-Allzumenschliche erhebt und nur das logische Gewissen gelten läßt.

In diesem Vor-nichts-sich-fürchten hat sie etwas Heldenhaftes an sich. Ihrer Gefühlsseite nach ist Philosophie dogmenlose Religiosität oder zumindest einer solchen verwandt.

Der Philosoph sollte der Mann der strengsten Gewissenhaftigkeit sein – aber die Philosophen waren es selten (der Wunsch nach Abschluß, nach beruhigenden Gedanken, nach Unverbrüchlichkeit? religiöser Überzeugungen) (NA S. 71, 1948).

Die Ergebnisse der anderen Wissenschaften (selbst der Psychologie, wenn diese nicht im philosophischen Geiste betrieben wird) sind für die Philosophie nicht von unmittelbarer Bedeutung. Sie gehen nicht ungeprüft in die philosophischen Überlegungen ein, und auch die Verfahrensweisen, auf Grund derer sie gewonnen werden, sind für jene nicht maßgebend, denn die Blickeinstellung der Philosophie ist eine grundsätzlich andere. Wohl aber ist der Weg, auf dem jene Ergebnisse gewonnen oder angestrebt werden und der Bereich der Geltung von eminent philosophischem, erkenntnistheoretischem und mittelbar auch metaphysischem Interesse, insofern es eine Aufgabe der Philosophie ist, ihnen ihren richtigen logischen Ort anzuweisen: was bedeuten jene

Ergebnisse für die Gestaltung des eigenen Weltbildes? Und was bedeutet dieses selbst? Worauf gründet sich ihr Erkenntnisanspruch? Was ist ihre Erkenntnisbasis? (NA S. 114, 1949).

Die Mission der Philosophie im Kulturleben ist die einer Aufklärung, nämlich in Hinsicht des Dickichts von Vorurteilen, Vormeinungen, in das ein unkritisches Denken schon durch die Sprache, aber auch durch Konvention und Tradition unvermeidlich verstrickt bleibt. Ihr Gegenstand ist nicht die reale Welt – diese bleibt den anderen Wissenschaften überlassen –, sondern die sich aufdrängenden Ansichten über Mensch und Welt, die sie vorfindet. Diese Aufgabe kann sie eben nur erfüllen, wenn sie sich selbst aus jener Verstrickung löst und, so wie sie diese durchschaut, frei über ihnen schwebt. Daher hat die Philosophie für den unphilosophischen Menschen stets etwas Fremdartiges, ja selbst Unheimliches an sich, weil sie sich dem Gewohnten und scheinbar Selbstverständlichen entgegenwirft und eben darum oft als etwas Feindseliges empfunden wird (NA S. 114, 1949).

Es war stets ein Irrweg und eine Selbsttäuschung der Philosophie, wenn sie glaubte, es der Mathematik durch Nachahmung ihrer Methode gleichzutun zu müssen oder auch nur zu können. Der Formalismus der Logik, mit der die Mathematik in Hinsicht ihrer Denksetzungen arbeitet, ist nicht schöpferisch, sondern nur ordnend. In einer Schlußfolgerung kann nichts Neues zum Vorschein kommen, das nicht in den Prämissen – wenn auch noch verborgen – schon enthalten sein würde. Wenn zum Beispiel in unkritisch-ontologischer Einstellung aus der Subjektivität der Erscheinungen geschlossen wird, daß ihnen, dem Kausalprinzip gemäß, „objektive“ Dinge an sich zugrunde liegen müßten, so fordert schon der Begriff der Subjektivität den der Objektivität heraus, der Begriff der Erscheinung den eines in ihm Erscheinenden. Es ist in jenem Schlusse dasselbe nur zweimal und mit anderen Worten gesagt. Die Philosophie und besonders die Metaphysik können weder von Denksetzungen ausgehen noch von Axiomen, sondern nur von der Wirklichkeit, und auch ihr Ziel ist die „Feststellung“ dieses Wirklichen: des unzweifelhaft Wirklichen, des „wahrhaft Seiden“. Wie man auch sagen könnte: eine Selbsterkenntnis des Bewußtseinsganzen.

Ihre Methode ist daher nur die einer immer mehr in die Tiefe gehenden Besinnung. Besinnung heißt hier also nichts anderes als ein Durchblicken durch den Schleier und die Verführung der Sprache, soweit dies möglich ist. Es ist aber in gewissem Sinne die Tragik der Philosophie, daß dies immer nur bis zu einem gewissen Grade möglich ist, weil auch sie selbst sich nur in Aussagen und Sätzen ausdrücken läßt und daher der Verfänglichkeit der Sprache auch ihrerseits ausgesetzt ist. Daher die Unabgeschlossenheit ihrer Aufgabe und ihr Ringen nach einem möglichst adäquaten Ausdruck des Gemeinten. Daraus erklärt sich auch teilweise der Widerspruch der philosophischen Systeme, der oft viel

mehr in ihrer Formulierung liegt als in den Gedanken der Philosophen (NA S. 163f., 1959).

Am Anfang: „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt“, das heißt absolute Vorurteilsfreiheit, Befreiung von allen Vormeinungen und Wünschen.

Die Philosophie „verwandelt“ nicht die Dinge in „Vorstellungen“, sondern sagt nur, was sie sind; was sich wandelt, sind nur falsche Vormeinungen über die Dinge. „Was bei uns steht“, ist nur die Auffassung – auch die Einstellung zum eigenen Schicksal.

Philosophie ist ein Durchblick durch den Schleier der Maya (des natürlichen Realismus). – Der Schleier zerreißt dadurch nicht, wird aber als Schleier erkannt.

Kritische und unkritische Metaphysik: jene weiß, daß ihre Sätze nicht adäquat sind, eben weil sie Sätze sind und nur hinweisen können auf ein Unsagbares. Es gibt aber auch eine stumme Metaphysik: das Gefühl des Unsagbaren und Geheimnisvollen im Gegensatz zu dessen Leugnung.

Andacht vor dem großen Mysterium des Seins! Die Philosophie darf nicht an andere Wissenschaften anknüpfen wollen, denn diese bilden selbst für sie ein Problem (ihr „invertierter“ Blick). Denkt man sich alle besonderen Wissenschaften vollendet, so bleibt die Aufgabe der Philosophie unangetastet.

Philosophie als beständiger Kampf gegen die Vormacht der Sprache: ihr Verhängnis, daß sie sich selbst ihrer bedienen muß.

Zu Philosophie: Schwindelfreiheit über Abgründen vorausgesetzt – allen Denkgewohnheiten zuwiderlaufend –, keine Gefühlsgewißheit (wie Religion) anerkennend –, Gefühl der Einsamkeit, des Alleinstehens –, Alleingehen des Denkers. Unbefangenheit (der Mut, immer wieder von vorne anzufangen). NIETZSCHE über SCHOPENHAUER: „das freiwillige Erleiden der Wahrhaftigkeit.“ Der immer und neuerdings einsetzende Zweifel = ein Hinter-die-Kulissen-Sehen des Welttheaters, das sich vor unseren Augen abspielt – Entfremdung von allen Weltgeschicken (NA S. 197f., 1950).

## Zur Geschichte der Philosophie

### Geschichte der Philosophie als philosophische Wissenschaft

(Vortrag, gehalten in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften am 4. Juni 1928)

Mein Vorgänger als Vertreter der Philosophie an unserer Akademie, ALEXIUS VON MEINONG, hat einmal den Ausspruch getan: „Geschichte der Philosophie ist Geschichte, nicht Philosophie.“ Ihm möchte ich die Ansicht KUNO FISCHERS entgegenstellen, der im Sinne seines Meisters HEGEL meint, daß in gewisser Hinsicht die Philosophie gar nichts anders sein könne als ihre wohlverstandene Geschichte. Dort also ist die Geschichte der Philosophie nur Geschichte, hier ist sie die Philosophie selbst oder zumindest der Abschluß und die Krönung ihres ganzen Gebäudes. Wie erklärt sich dieser Gegensatz in der Einschätzung ihrer Geschichte durch die Philosophie selbst, ein Gegensatz, der keineswegs bloß auf die zwei genannten Denker beschränkt ist?

Gewiß, auch Zeitbestimmungen spielen bei der verschiedenen Bewertung der Geschichte einer Wissenschaft eine Rolle. Perioden, welche reich sind an genialen Neuschöpfungen grundlegender Ideen, pflegen zumeist unhistorisch gerichtet zu sein. Auch ein KANT spottet einmal über jene Gelehrten, denen die Geschichte der Philosophie selbst ihre Philosophie ist und nach deren Meinung nichts gesagt werden kann, was nicht schon früher gesagt worden ist. Umgekehrt wieder ist das liebevolle Versenken in die Vergangenheit solchen Zeiten eigen, in denen nach einer gewissen Ermattung der schöpferischen Kraft ein Bedürfnis nach Sammlung, nach rückschauender Besinnung und historischer Orientierung sich fühlbar macht. Es ist kein Zufall, daß die erste Hochblüte philosophiegeschichtlicher Forschung im neunzehnten Jahrhundert – ich nenne nur die Namen JOHANN EDUARD ERDMANN, EDUARD ZELLER, KUNO FISCHER – zusammenfällt mit dem Abblühen des deutschen Idealismus nach HEGEL und der